

bergundsteigen im Gespräch mit Markus Amon



Schon seit einiger Zeit wollten wir einen Beitrag über die alpine Rettung aus der Luft bringen, doch irgendwie hat es sich nie ergeben. Anlässlich des Unfalls am Wiesbachhorn (S. 20) war es aber ein Anliegen, mit einem der beteiligten Retter zu sprechen und so haben wir Markus um ein Interview gebeten. Bei dieser Gelegenheit wollten wir aber gleich mehr von der Christophorus Flugrettung wissen, denn man hat ja nicht alle Tage die Gelegenheit, mit dem „obersten Flugretter“ zu sprechen.



Markus Amon ist Technical Operation Manager und damit der fachlich Verantwortliche für alle Flugretter an den 17 Standorten der österreichischen Christophorus Flugrettung und den 6 saisonal betriebenen Stützpunkten der HAT (Heli Ambulance Team). Markus ist darüber hinaus Bergretter in der Ortsstelle Kaprun, Berg- und Skiführer und nicht zuletzt mitunter einer der leistungsstärksten Höhenbergsteiger Österreichs.

Wie kann man sich den Ablauf eines Rettungseinsatzes mit dem Hubschrauber vorstellen, wie werden dabei die Entscheidungen getroffen?

Obwohl es von außen betrachtet vielleicht oft spektakulär und heroisch aussieht: wenn ein Rettungshubschrauber zum Einsatz kommt, arbeiten wir sehr viel mit sogenannten SOPs, also Standard Operation Procedures. Angelehnt an diese Standards werden alle Rettungseinsätze gelöst. Welches technische Verfahren bzw. welche Vorgehensweise angewandt wird, entscheidet die Crew gemeinsam. Dabei ist natürlich der Pilot für das Fliegerische, der Arzt für das Medizinische und der Flugretter für das Rettungstechnische hauptverantwortlich. Wichtig dabei ist, dass jeder dieser drei „STOP“ sagen kann, wenn er Sicherheitsbedenken hat. Dieser Entscheidungsfindungsprozess ist bei uns ganz klar geregelt und jedes Crewmitglied spricht die gleiche Sprache und ist auf diese Standards trainiert. Selbst wenn sich Flugretter, Arzt und Pilot bei Dienstbeginn das erste Mal sehen würden, ist durch diese Standards sichergestellt, dass jeder Einsatz reibungslos ablaufen kann.

Ein solch hoher Grad an Standardisierung schränkt zwar in gewisser Weise oder bei bestimmten Situationen ein, gewährleistet aber, dass bei einem Rettungseinsatz immer alle Beteiligten - inkl. Patienten - „sicher“ sind. Entstanden sind diese SOPs aufgrund von zehntausenden Einsätzen, als eine Art „best practice“, wobei sie auch laufend überarbeitet und angepasst werden.

Eine solche Standardisierung setzt eine umfassende Schulung der Crew voraus. Wie stellt ihr sicher, dass sich jeder/jede an die Vorgaben hält?

Das wahrscheinlich Wichtigste ist die Auswahl der Crew. Bei den Flugrettern machen zB ein viertägiges Assessment, in dem sehr akribisch darauf geachtet wird, dass wir v.a. Leute bekommen, die nicht nur fachlich hervorragend sind, sondern sich als Teamplayer verstehen; die auch Regeln und Vereinbarungen befolgen können. Bei uns sind nicht die Draufgänger oder Einzelkämpfer gefragt, sondern Menschen mit hoher sozialer Kompetenz. Da kann es auch passieren, dass hochspezialisierte Experten durch den Rost fallen, weil sie von ihrer Mentalität und Motivation her nicht zu uns passen. Die folgende, in Module gegliederte, theoretische und praktische Ausbildung ist wiederum stark auf die angesprochenen Standards fokussiert und abschließend gibt es noch eine Supervision bei 25 bis 30 Einsätzen. Dabei schaut ein erfahrener Flugretter dem Anwärter über die Schulter und gibt den letzten Feinschliff. Die alpine und die medizinische Kompetenz muss übrigens mitgebracht werden, in diesen Bereichen machen wir keine Aus- sondern nur mehr die laufenden Fortbildungen. Unsere Grundausbildung dauert ca. ein Jahr, was natürlich einen hohen Aufwand bedeutet. Deshalb haben wir auch kein Freiwilligensystem im eigentlichen Sinn, da alle Crewmitglieder für ihren Dienst bezahlt werden. So gesehen sind in einem Christophorus-Hubschrauber nur Profis am Werk, die es gewohnt sind, nach fachlich fundierten Standards zu arbeiten bzw. diese Vorgaben auch zu befolgen. Gerade an den Flugretter werden dabei besondere Herausforderungen gestellt, da er mehrere Aufgaben erfüllen muss: er unterstützt den Piloten bei der Cockpitarbeit (z.B. Navigation, taktische Funk usw.); er assistiert dem Arzt bei der Versorgung der Patienten und er ist hauptverantwortlich, was die Bergung eines Verun-

fallen angeht. All das zusammen geht natürlich weit über ein „Hobby“ hinaus, insbesondere dann, wenn man weiß, dass ein bis zwei Dienste im Monat als „On Job Training“ für die notwendige Einsatzroutine meist zu wenig sind!

Wo liegen die Grenzen der Flugrettung?

Oft sind es natürlich die meteorologischen Aspekte - Sicht, Wind, Temperatur, Niederschlag, usw. -, die eine Rettung aus der Luft einschränken. Gerade als Bergsteiger sollte man wissen, dass diese Punkte zum Problem werden und einen Einsatz verhindern können. Bei besten Wetterbedingungen schaut alles immer locker aus, was es zum Teil dann auch ist. Aber wenn die Bedingungen schlecht sind, dann wird es schnell kritisch und auch gefährlich. Da das Wetter eine so entscheidende Rolle spielt, gibt es auch ein permanentes Wetterbriefing: das heißt, dass der Pilot v.a. bei veränderlichen Bedingungen laufend informiert ist, was wettertechnisch zu erwarten ist. Hier liegt die Schwierigkeit hauptsächlich darin, zu beurteilen, wie sich die Situation entwickeln wird, denn man muss ja nicht zur Unfallstelle hin, sondern auch wieder sicher zurückkommen und da braucht es halt auch Reserven. Als Melder darf man sich deshalb auch nicht wundern, wenn man direkt vom Hubschrauber aus angerufen wird, wie die lokalen Bedingungen sind, da diese Informationen oftmals sehr wichtig sein können.

Gerade im fliegerischen Bereich sind zu den betrieblichen Standards auch eine Reihe von gesetzlichen Vorgaben einzuhalten, wobei hier wirklich zu betonen ist, dass diese der Sicherheit der Mannschaft und der Patienten zugute kommen. Natürlich gibt es in der Rettungsfliegerei auch sogenannte „wilde Hunde“, die sich mitunter über die Regeln hinwegsetzen und dadurch Einsätze über das normale Maß hinaus noch möglich machen. Bei uns sollte dies allerdings nicht die Regel sein und die Grundlagengabe unseres Handelns sollte immer an die gültigen SOP's angelehnt sein! Dies bedeutet aber nicht, dass die Standards in Stein gemeißelt sind! Gibt es gute und nachvollziehbare Gründe, kann die Crew vor Ort auch situativ entscheiden, was in dieser Situation die beste Lösung ist. Im internationalen Vergleich spielen wir mit dieser Vorgehensweise in der obersten Liga mit, wobei wir aufgrund unserer vielen Mitarbeiter - v.a. unter Ärzten und Flugrettern gibt es nur wenige Hauptamtliche - einen vergleichsweise hohen Aufwand an Training und Schulung haben.

Wenn wir an einen Hubschraubereinsatz denken, haben wir immer einen Alpineinsatz im Hinterkopf. Ist dies tatsächlich der Haupteinsatzbereich?

Die mehr oder wenig spektakulären Alpineinsätze machen etwas mehr als 10 % unserer Einsatzfähigkeit aus. Wobei das alpine Freizeitunfallgeschehen eine Sonderstellung hat. Aufgrund der Tatsache, dass die meisten Berg- und Alpinsportler eine Versicherung haben, können die tatsächlich entstandenen Kosten für die Bergung / Versorgung - und nicht oft nur vergleichsweise niedrige Pauschalbeiträge abgerechnet werden. Daher lässt sich in diesem Segment auch Geld für alle Flugrettungsbetreiber verdienen. Nicht umsonst gibt es beispielsweise in Tirol in der Wintersaison bis zu 16 verfügbare Notarzt-Hubschrauber, was weltweit die höchste Dichte darstellt. Hier ist

weiterhin natürlich auch die Politik gefordert, die Rahmenbedingungen vorzugeben, die ein flächen- und kostendeckendes Flugrettungssystem weiterhin ermöglicht.

Insgesamt erleben wir gerade einen Umbruch im Flugrettungswesen, da wir uns noch stärker als bisher mit den anderen Rettungsorganisationen - z.B. Bergrettung, Bodenrettung, Wasserrettung, usw. - vernetzen, um die vorhandenen Ressourcen besser einsetzen zu können. Wir bieten hier v.a. Berge- und Transportmöglichkeiten sowie medizinische Unterstützung. Spaltenbergungen oder Lawineneinsätze werden aber in jedem Fall in enger Zusammenarbeit mit der Bergrettung durchgeführt, die nicht nur das nötige Personal, sondern auch die notwendigen Rettungsmittel, z.B. Spaltenbergegerät, vorhalten kann.

Wenn das Angebot an Notarzt-Hubschraubern v.a. im Westen Österreichs so hoch ist, sollte ein Heli doch jederzeit verfügbar sein. Warum kann es manchmal dennoch dauern, bis die Rettung aus der Luft eintrifft?

Grundsätzlich kann man schon davon ausgehen, dass ein Rettungshubschrauber in sehr kurzer Zeit zur Verfügung steht. Da die Netzabdeckung der Mobilfunkbetreiber auch im Gebirge zumindest teilweise vorhanden ist und man von - fast - überall einen Notruf absetzen kann, haben sich die Einsatzzeiten gegenüber früher extrem verkürzt. Dass rasch professionelle medizinische Hilfe vor Ort ist, hat natürlich auch volkswirtschaftlich gesehen enorme Benefits, da die Unfallfolgen oft weniger dramatisch sind und der Heilungsverlauf mitunter deutlich schneller abläuft.

Dass diese Ressource auch zunehmend häufiger in Anspruch genommen wird, zeigen die immer noch steigenden Einsatzzahlen, und es ist auch mehr als nachvollziehbar, dass jemand mit einem gebrochenen Knöchel das Handy aus der Tasche zieht und einen raschen Abtransport mittels Hubschrauber erwartet. Insbesondere dann, wenn er gerade für eine solche Situation eine Versicherung abgeschlossen hat.

Ob ein Hubschrauber dann tatsächlich zum Einsatz kommt, entscheidet aber ausschließlich der eigens dafür ausgebildete Disponent in der Leitstelle. Die vielzitierten Bagatellfälle sind daher auch die absolute Ausnahme und dass wegen einem verstauchten Finger ein überlebenswichtiger Auftrag nicht geflogen werden kann, ist bei der Hubschrauberdichte in Österreich unwahrscheinlich. Tatsächlich kommt es immer wieder vor, dass man im Anflug zu einem nicht lebensbedrohlich verletzten Patienten von der Leitstelle zu einem dringenderen Einsatz umdisponiert wird.

Anflugzeiten von 30 Minuten und auch mehr sind weltweit gesehen eher die Regel als die Ausnahme, in manchen Regionen Österreichs scheint dies aber eine Katastrophe zu sein. Unser hochwertiges System hat die Leute auch verwöhnt und so ist der Anspruch sehr hoch geworden.

Gibt es deiner Meinung nach ein „Recht auf Rettung“?

In einer Situation am Berg, wo du auf fremde Hilfe angewiesen bist, machen wir - und jede andere Rettungsorganisation - alles Mögliche, um auch tatsächlich helfen zu können. Und wenn man schaut, wie gut die Rettungsorganisationen aufgestellt sind, ist die Hoffnung auch berechtigt, dass einem geholfen

wird. Es kann wirklich ein jeder davon ausgehen, dass das Maximum unternommen wird, um eine Rettung durchzuführen. Wenn die Rahmenbedingungen aber kritisch sind, dann kann es halt auch einmal länger dauern. Passen die Umstände, sind Einsätze von den höchsten Bergen Österreichs und aus den steilsten Wänden kein Problem - und niemand nimmt Notiz davon. Bei schlechten Bedingungen muss mir als Alpinist aber klar sein, dass eine Rettungsaktion auch einmal länger dauern kann. Allerdings scheint das aber nicht allen bewusst zu sein. Weil das aber so ist, verlangt das „Sportgerät Berg“ von uns Bergsteigern ein Mindestmaß an technischem Können und einer Basis-Notfall-Ausrüstung: eine Alu-Rettungsdecke, ein Biwaksack und trockene Wechselbekleidung sind einfach Standard.

Wie siehst du den Einsatz am Wiesbachhorn?

Grundsätzlich ist es immer schwierig, im Nachhinein einen Einsatz für Außenstehende in allen Aspekten nachvollziehbar darzustellen. Der Ausgangspunkt bei diesem Einsatz für uns war der, dass der diensthabende Flugretter schon beim ersten Anflug entschieden hat, dass er unter Einhaltung unserer Standards eine Rettung nicht alleine durchführen kann und es somit keinen Sinn macht, wenn er sich absetzen lässt. Da die Gefahr bestand, dass sich das Wetter wieder verschlechtert, musste er auch damit rechnen, dass er - einmal abgesetzt - vom Hubschrauber nicht mehr abgeholt werden kann und u.U. die Nacht am Berg verbringen muss.

In seiner durchaus nachvollziehbaren Risikoeinschätzung unter Berücksichtigung unserer SOPs kam er also zur Entscheidung, eine sofortige Bergung nicht zu versuchen, sondern eine bessere Gelegenheit abzuwarten bzw. ein anderes Verfahren - z.B. eine terrestrische Rettung - zu versuchen. Er hatte auch mit den Verunfallten telefoniert und es bestand keine akute Lebensgefahr. Gemeinsam mit der Bergrettung wurden dann die verschiedenen Möglichkeiten diskutiert und die Risiken abgewogen, wobei man zum Schluss kam, dass der Einsatz zu diesem Zeitpunkt nicht möglich ist. Natürlich wurde auch über Alternativen wie den Zustieg über das Heinrich-Schwaiger-Haus oder den Einsatz einer sehr kleinen, sehr leistungsstarken Einsatztruppe nachgedacht; unter Berücksichtigung der aktuellen Situation und der Möglichkeiten waren sich aber alle einig und die Entscheidung war eindeutig, wobei wir alle unsere Lokalkenntnisse bestmöglich eingesetzt haben. Dazu muss vielleicht auch angemerkt werden, dass ein Einsatzleiter der Bergrettung oder ein Verantwortlicher der Flugrettung nicht denselben Risikolevel im Einsatz eingehen kann, wie es zwei eigenverantwortliche Bergsteiger tun. Es gilt hier der Grundsatz, dass die Sicherheit der Retter an oberster Stelle steht! Als Einsatzleiter ist es auch wichtig weiterzudenken: Was ist, wenn man oben ist? Eine Abfahrt in der Nacht wäre von der Lawinengefahr und vom Gelände her nicht zu verantworten gewesen. So gesehen war die Alternative, dass die beiden Bergsteiger unverletzt in der windgeschützten Spalte stehen, einfach besser.

Wie stehst du zum Thema Pressearbeit und Medienöffentlichkeit?

Natürlich ist es auch für uns wichtig, dass wir unsere Leistungen in der Öffentlichkeit entsprechend darstellen und deshalb

gehen wir sehr offen auf die Medien zu. Damit der operative Betrieb möglichst unbeeinflusst bleibt, haben wir eine eigene Pressestelle, über welche die gesamte Kommunikation läuft und wo kompetente Informationen aus erster Hand weitergeleitet werden. Was wir immer wieder erleben, ist, dass Medienvertreter früher oder gleichzeitig am Unfallort sind als wir. Wer hier die Medien informiert, ist für uns nicht nachzuvollziehen. Anders als früher ist, dass heute fast jeder unserer Einsätze von irgendjemandem gefilmt bzw. fotografiert wird. Das erhöht natürlich wieder den Druck auf uns, weil nichts mehr „unentdeckt“ bleibt. Eine gute Kommunikations- und Fehlerkultur ist da natürlich unumgänglich und unsere Leute werden auch entsprechend geschult.

Wie geht man damit um, wenn es in der Öffentlichkeit plötzlich große Diskussionen zu einem Einsatz gibt?

Was den konkreten Vorfall (Spaltensturz Wiesbachhorn, S. 20) angeht, gab es von unserer Seite von Anfang an eine sehr gute Zusammenarbeit mit der Bergrettung bzw. der Pressesprecherin der Bergrettung Salzburg (vgl. S. 40). Wir Retter haben im Hintergrund gut arbeiten können und die Pressesprecherin hat die Medien laufend informiert. So gesehen ist es optimal gelaufen. Was die Situation am Wiesbachhorn so speziell machte, war die außergewöhnliche Situation, dass zwei Bergsteiger sozusagen hilflos am Berg waren und das, obwohl das Rote Kreuz, mehrere Bergrettungsortsstellen und zwei Hubschrauber vor Ort waren, sich zu 100 Prozent bemühten, ohne aber im Moment helfen zu können. So etwas ist natürlich ein „Fressen“ für die Medien.

Letztendlich bringt eine öffentliche Diskussion wie nach diesem Unfall aber wenig, weil der Allgemeinheit die nötige, umfassende Information fehlt und auch niemand Verantwortung übernehmen muss. Den Medien geht es vielfach auch um „starke Ansagen“ bzw. Aussagen über die Opfer, doch das hat nichts mit einer objektiven Unfallanalyse zu tun. Echte, fundierte Kritik ist immer sehr willkommen, weil man aus schwierigen Einsätzen auch sehr viel lernen kann. Aber anonyme Postings oder Mails kann man echt vergessen. Mich persönlich geärgert haben die Statements von „Experten“, die mit Nachdruck behauptet haben, dass man als Bergretter einfach auch was riskieren muss und die Einsatzkräfte nicht einmal in der Lage wären, auf das Wiesbachhorn zu kommen.

Nach dem umfangreichen Debriefing, das bei uns Standard ist, war die Quintessenz, dass wir aus bergetechnischer Sicht alles optimal gemacht haben: Wir haben zwei Personen ohne schwerere Verletzungen aus ihrer misslichen Lage retten können und dabei gab es ein perfektes Zusammenspiel aller beteiligten Einsatzorganisationen, wobei die Einsatzkräfte zu keinem Zeitpunkt in unnötige Gefahr gebracht wurden.

Wäre dieser Unfall tragisch ausgegangen, so würde ich das als Restrisiko betrachten, das ein Bergsteiger eingeht, der sich bei diesen Verhältnissen ein solches Ziel aussucht.

Das Gespräch führten Walter Würtl und Peter Plattner. ■